



Wo ein Orchester der Spitzenklasse zum Nulltarif Joseph Haydn spielt

Auf Konzertbesuch in St. Martin

Schön, dass er im Lexikon in unmittelbarer Nachbarschaft von Auguste Rodin, dem 1840 in Paris geborenen berühmten französischen Bildhauer, steht: Christoph Rodt, Bildschnitzer aus Neuburg an der Kammel und Schöpfer des berühmtesten Kunstwerks Illertissens, des Hochaltars in St. Martin, der Hauptkirche der Reichsherrschaft.

Wie Rodin, der auf der bewegten, zerklüfteten Oberfläche seiner Skulpturen Licht und Schatten ein geradezu impressionistisches Spiel inszenieren lässt, ist auch sein älterer Kollege Rodt ein Meister der Lichtführung: Das Licht flimmert nicht nur in dem kleinteiligen Faltengeknitter seiner wogenden Figuren, es glitzert auch auf den Wolken und modelliert die Fettpölsterchen der musizierenden Engel – eine rauschende Polyphonie, wie Karl Feuchtmayr bereits 1925 in seinem exzellenten Essay über Christoph Rodt voller Bewunderung notierte.

Apropos Fettpölsterchen: Der Sinn und Sinnlichkeit stets aufgeschlossene Rodt, der mit seiner heftigen Attacke gegen Illertissens Bierbrauer die Laune der Gastronomen verdüsterte – man führe sich nur einmal die Schluss-Sätze des vorangegangen Kapitels zu Gemüte –, wäre heute voll des Lobes über die ortsansässigen Wirte. Natürlich finden sich auch hierzulande Lokale vom Niveau der so genannten „gastronomischen Mitte“, hinter der sich nichts anderes verbirgt als das gefürchtete Bordbistro in den ICEs, gemacht für Menschen mit etwas eingeschränkter Genussfähigkeit. Aber das ist nicht die Regel. Auf Schritt und Tritt sind Gaststätten zu finden, in denen die gutbürgerliche Hausmannskost dominiert. Nicht zu vergessen die Wirte, die italienische, griechische, türkische und asiatische Spezialitäten als Gaumenfreuden zuzubereiten wissen. Wirklich bemerkenswert sind die Imbiss-Stuben, die einer glücklichen Ehe mit einer Metzgerei entsprungen sind: Auf ihrer Speisekarte kann man – man sieht dem genialen Bildschnitzer Rodt in seinem Künstlerhimmel das Wasser im Mund zusammenlaufen – das sich auf dem Fundament von Sauerkraut erhebende Gebirge aus hausgemachten Blut- und Leberwürsten ebenso erspähen wie den Rostbraten, neben dem Spätzle in einem feinen Rahmsößle baden dürfen. Aber nicht genug damit: Auch die kulinarische Oberschicht findet zu Illertissen eine Heimstatt, gibt es doch auch Restaurants, die schon längst in den Guide Michelin, das Kursbuch für Feinschmecker, gehörten. Aber was nicht ist, kann ja unter der Überschrift „LandStadt mit nobler LandKüche“ noch werden – Versprechen, die anderswo bestenfalls eine angenehme Nullnummer sind.

Auf mächtigen Voluten ruhen die korinthischen Säulen, die das kreisförmig komponierte Relief der Marienkrönung rahmen: An festlicher Pracht und rhythmischem Schwung können sich nur wenige Altäre aus der Übergangszeit zwischen Renaissance und Barock mit dem 1604 für Illertissen geschaffenen Meisterwerk des Christoph Rodt messen.





Vielleicht ganz gut, dass die Speisekarten vor 400 Jahren eher appetitzügelnd wirkten, sonst würden Rodts volkstümlich-gemütvoll empfundene Altarfiguren mit ihren drolligen dicken Hälsen, pausbäckigen Gesichtern, kräftigen Kinnpartien und drall-rundlichen Körpern die Grenzen des Natürlichen etwas sprengen. Zu dem Auftrag kam Rodt, nachdem die Brüder Ferdinand und Carl Vöhlin 1590 anstelle der im Frühmittelalter entstandenen Pfarrkirche St. Martin als Mausoleum der Adelsfamilie einen schlichten, steil proportionierten Neubau mit schlanken, in unregelmäßigem Abstand angeordneten Fenstern und zarten Stuckaturen errichtet hatten und dem Turm den achteckigen Oberbau mit markanter Schweifhaube aufsetzen ließen. Der Altar, nach Heinrich Habel ein Monument antikischen Renaissancegeistes, sollte gleichzeitig Epitaph, also Grabmal, der beiden Barone werden. Wie eine Tafel in der Nordwand des Kirchenschiffs neben dem Eingang zum Turm in lateinischer Sprache verkündet, erhofften sie sich dadurch mit gutem Grund allerhöchsten Beifall: „Darum möge Christus sie, die edlem Geblüt entstammen und durch überragende Frömmigkeit ihrem Geschlecht Ehre machen, erheben, fördern und viele Jahre schützen…“

Leider hat Ferdinand Vöhlin nicht mehr erlebt, wie Christoph Rodt im Jahr 1604, also vor genau 400 Jahren, seinen prachtvollen Altar, der sich mit rhythmischem Elan bis zu einer Höhe von 11,50 Meter aufschwingt, aufbaute: der Freiherr segnete 1603 das Zeitliche. Dagegen konnte seine erst 1615 verstorbene Frau Anna Maria – wie eine Inschriftentafel hinter dem Altar bezeugt: ebenfalls Stifterin – dem Meister zusehen, wie er auf einem Sockel mit großen, auswärts gerollten, spiralförmigen Voluten Maria in einem flatternden Mantel dem mit grandiosem Pathos neben ihr thronenden Gottvater entgegenschweben lässt, um von ihm und von ihrem göttlichen Sohn die Krone zu empfangen.

Bleibt zu hoffen, dass die beiden Stifter ein ebenso festlich gestimmtes Empfangskomitee im Jenseits erlebt haben. In dem von roten korinthischen Säulen gerahmten Figurengewoge des Hauptgeschosses darf nämlich ein aus anmutigen Engeln zusammengestelltes Sinfonie-Orchester zur Begrüßung der Gottesmutter Marias die entspannteste, farbenfroheste, graziöseste Musik machen, wie sie später nur einem Joseph Haydn gelang. Ganz sicher haben sich in den brausenden Jubelchor auch walzerhafte Ländler gemischt, gleichen doch einige der Musikanten den wohlgenährten Bauernkindern, wie sie Christoph Rodt auf den Gassen der Reichsherrschaft der Vöhlins immer wieder beim Spielen beobachten konnte. Vertieft man sich in diese Szene, flieht das Bewusstsein des Betrachters für eine Traumsekunde in die Tiefen der Kindheit.



Streng getrennt nach Männern und Frauen knien links und rechts der kleinen Krippenszene in der Attikazone des Hauptaltars die Mitglieder der Stifterfamilie: rechts die Freifräulein mit ihrer Mutter Anna Maria von Seyboltstorff (1568 – 1615), links die Barone zusammen mit ihrem Vater Ferdinand Vöhlin von Frickenhausen zu Illertissen (1556 – 1603).

Doch lassen wir unsere Blicke noch einen Halt im dritten Geschoss mit dem Altaraufsatz, der Attika, suchen. In einer Nische geborgen, findet die Anbetung der Hl. Drei Könige ihren Platz, neben denen, streng getrennt nach Männern und Frauen, Mitglieder der Stifterfamilie, etwas steif aufgereiht und in die Knie gesunken, dem neugeborenen Christuskind huldigen. Über allem der Erzengel Michael beim Kampf mit dem Teufel. Feuchtmayr findet ihn zwar elegant und von starker dekorativer Wirkung, aber in der Auffassung „recht leer“. Verständlich, steht er doch als Sieger bereits fest: das Himmelsorchester hat die bösen Höllengeister längst ins Nichts verschwinden lassen. Mit der notwendigen Gelassenheit thront denn auch, den oberen Abschluss des prunkvollen Altars bildend, Christus als Weltenrichter über dem Regenbogen.

Rodt wird seinen Spaß daran gehabt haben, einmal demonstrieren zu dürfen, wie man Gesichter mit kurzen, gedrehten Löckchen umrahmt, die weichen Schwellungen der Muskulatur mit dem Schnitzmesser hervorholt, die Stoffe dicht und geschmeidig an die Körper anlegt, den Figuren leidenschaftliche Bewegtheit, zarte Innigkeit oder schalkhafte Gutmütigkeit verleiht und doch alle virtuos aufeinander reagieren lässt. Da schwingt ein triumphales Lebensgefühl mit.



1896

Bau der evangelischen Christuskirche.



Wer sich so souverän der Kunstsprache seiner Zeit zu bedienen weiß, muss ein Mensch von schöpferischer Genialität sein. Muss das Leben in allen seinen Facetten kennen, das Dunkle, Herbe ebenso wie die zärtliche Gebärde. Muss die Kraft der Versenkung, der mystischen Verklärung haben. Und dann alles, was er in seinem „Arbeitsspeicher" archiviert hat, in die Idealität eines Kunstwerks zurückholen können.

Wie man aus seiner Biographie weiß, war Rodt ein ausgesprochen extrovertierter, temperamentvoller Mensch, ein beliebter Gesellschafter in Kneipen und auf Kirchweihfesten. Dazu ein geistsprühender Komödiant, wie eine kleine Geschichte dokumentiert, in der er den Eulenspiegel gibt. Einst von zwei Gaudiburschen zum Kirchweihfest nach Babenhausen eingeladen, lehnte der Bildschnitzer, ständig von Geldnöten geplagt, erst einmal ab, bis ihm ein hinreißender Gedankenblitz kam: Sie könnten sich doch, so schlug er seinen Freunden vor, dem Wirt zu Babenhausen als talentierte Komödianten ausgeben, denen es ein Leichtes sei, ihm mit urkomischen Späßen den Tanzsaal bis zum Bersten zu füllen. Gesagt, getan. Rodt, als Stimmungskanone überall bekannt, musste sich verkleiden und trat als honoriger Herr mit Perücke und höfischem Anzug auf.





1910

Bau des Distrikt-(Kreis) Krankenhauses. Vom 14. bis 16. Juni Hochwasserkatastrophe.





Der Wirt war Feuer und Flamme und stellte den Schauspielern ein fürstliches Honorar in Aussicht, worauf das Trio sofort mit der Arbeit begann. Während seine beiden Begleiter aus Betttüchern einen Bühnenvorhang zauberten, entwarf Rodt mit kunstvollen Schriftzügen den Aufführungszettel: „Die fehlgeschlagene Hoffnung“, dazu das vergnügliche Nachspiel „Die betrogene Neugierde“. Als besondere Zugabe versprach der Zettel noch ein bisschen Hokuspokus: Zum Schluss würden die Komödianten durch eine Glasscheibe gehen, ohne sie zu zerbrechen.

Wie erwartet kam das Publikum in den Tanzsaal geströmt. Rodt selber saß an der Kasse und strich schmunzelnd die üppigen Eintrittsgelder ein. Seine beiden Mitspieler hatte er nach Illertissen zurückgeschickt. Die Posse wurde jetzt zur bravourösen Solonummer: Rodt erschien vor dem Vorhang, begrüßte das verehrte Publikum, gab dann den von dem Wirt engagierten Musikanten das Zeichen, mit der Ouvertüre zu beginnen, und war auch schon wieder hinter dem Vorhang verschwunden. Und damit auch aus dem Saal, musste er doch nur einen Sprung aus dem hinter den Betttüchern versteckten Saalfenster wagen. In der Kegelbahn, wo er ein Bündel mit seinen Alltagsklamotten versteckt hatte, verwandelte er sich wieder zurück in den allseits bekannten Bildschnitzer und erschien als solcher alsbald, vom Publikum freudig begrüßt, in der Eingangstür des Tanzsaals, in dem sich bereits einiger Ärger über den immer wieder hinausgeschobenen Beginn des Theaters Luft machte. Ganz Ungeduldige ballten bereits die Fäuste und streckten sie in Richtung Bühne.



„Ich denke, hier wird eine Komödie gegeben, warum schreit ihr denn so?“, übertönte er das erregte Stimmendurcheinander. Den Schalk im Nacken, trat Rodt aufs Neue vor den Vorhang, bat energisch um Ruhe und fragte heuchlerisch: „Was brüllt ihr alle so? Ihr habt doch bekommen, was euch der Theaterzettel versprochen hat: ‚Die fehlgeschlagene Hoffnung’ und ‚Die betrogene Neugierde’.“ Der Saal raste. Als die Turbulenzen etwas nachgelassen hatten, weil den Besuchern langsam dämmerte, dass sie Schlitzohren auf den Leim gegangen sein könnten, riss er den Bühnenvorhang zur Seite und zeigte auf ein offenes Fenster: „Haben sie nicht Wort gehalten, die Komödianten!? Sie sind durch Glas gegangen, ohne es zu zerbrechen!“ Jetzt, wo sie alle die Gewissheit hatten, ganz schön an der Nase herumgeführt worden zu sein, tobte ein Sturm der Entrüstung durch den Saal. Ob es sein Publikum in Babenhausen gemerkt hat, dass er es war, der es mit einer Eulenspiegelei zu einer erschreckenden Selbsterkenntnis geführt hat? Viele glaubten, sich am Wirt schadlos halten zu müssen, der zu seiner Entschuldigung ins Feld führte, dass er allein der Geprellte sei, hätten doch die Komödianten auf seine Kosten gut gegessen und noch besser getrunken, ohne ihre Zeche zu bezahlen.



Sie spielen zum Lobe Gottes, aber natürlich auch zum Ruhme der Altarstifter Ferdinand und Anna Maria Vöhlin: die von Christoph Rodt für den Hauptaltar von St. Martin geschnitzten musizierenden Engel.

Zugegeben, phantasievoller kann man den Leuten nicht das Geld aus der Tasche ziehen. Der Künstler ein Betrüger? Man wird ihn von dem Vorwurf freisprechen müssen. Das Gestrüpp phantastischer Erfindungen hat er nicht nur aus Bosheit oder zum eigenen Vorteil konstruiert, sondern auch aus Lust am Geschichtenerfinden. Und erzählen sie nicht auch Geschichten, seine Altarfiguren in St. Martin?



Ganz überlegener Weltmann: Hans Christoph I. Vöhlin von Frickenhausen zu Illertissen (1521/22-1576). Als er dem berühmten Maler Lampert Sustris Modell stand, war er gerade 30 Jahre alt.



Mit schwerem Goldschmuck und elegant gekleidet, wie es sich für die Frau eines Kaiserlichen Rates gehört: Veronica Vöhlin von Frickenhausen zu Illertissen, geborene von Freyberg (1523-1582).



„Wie liebende Eltern für ihre Kinder…“

Wie schön wäre es, wenn das Leben in seinem Füllhorn immer nur so harmlose Possenspiele, wie sie der Bildschnitzer Christoph Rodt im letzten Kapitel aufführte, bereit hielte. Der folgenden Geschichte ist freilich jeder Frohsinn ausgetrieben. Vor allem ein Illertisser kann keinesfalls kalten Bluts bleiben, wenn er von dem Psychodrama der letzten Jahre im Leben Erhard Vöhlins erfährt, das uns der Apotheker Kanz innerlich bewegt mitteilt. Anfang der 1550er Jahre hatte sich Erhard Vöhlin so langsam von seinen Amtsgeschäften zurückgezogen und auf seinen Sohn Hans Christoph I. übertragen. Als – wie man heute sagen würde – gerontopsychiatrische Probleme seinen Lebensfilm reißen zu lassen drohten, übersiedelte er in sein Schloss in Neuburg, wo sich die Pflegerin Appolonia Enzenberger aus Memmingen seiner annahm. Sie zeichnete sich freilich weniger durch ihre Zuneigung zu dem kränkelnden Senior aus, sondern durch ihre Zugriffe in seinen Geldbeutel. Kanz’ Galle schlug geradezu Wellen, als er von den Gemeinheiten der Enzenberger erfuhr: „Sie stahl wie eine Ratte und beutete den greisen schwachen Mann auf die gemeinste Weise aus, sich beinahe die ganze Einrichtung des Schlosses aneignend.“

Nach dem Tod des Vaters strengte Sohn Hans Christoph, ein mit allen Wassern gewaschener Jurist, gegen die Altenpflegerin einen Prozess an, der am 15. April 1557 mit einem Vergleich endete: Die Enzenberger erhielt eine in einem „Codizille“ des Verstorbenen, worunter man sich so etwas Ähnliches wie ein Testament vorzustellen hat, erwähnte Schenkung in Höhe von 1000 Gulden, sodann alles im Schloss befindliche Silber- und Zinngerät, das Bettgewand und das Badgeschirr. Wieder herausrücken musste sie eine schwere goldene Kette, einen goldenen „Zahnstierer“, einen Saphirring, Bettladen, Tische und Stühle und des Barons Siegel, das sich die diebische Elster auch schon unter den Nagel gerissen hatte.

Natürlich vermutete alle Welt in Illertissen, dass sich die Memmingerin des Siegels zur Fälschung des Codizilles und vieler anderer Schreiben, mit denen sie sich Geld ergaunern konnte, bedient hat. In dem Markt hätte sich Pflegerin Enzenberger nicht zeigen dürfen. In Illertissen ließ man nämlich nichts über den gnädigen Herrn kommen. Gleich von Anbeginn an beeindruckte Erhard Vöhlin seine Untertanen als Wirtschaftsmagnat, der Ehrfurcht gebietend aufzutreten wusste, den eingeforderten Respekt aber nicht auf Angst gründete.

Man kauft dem Apotheker Kanz nicht ganz ab, dass Erhard Vöhlin ausschließlich als rauschebärtiger Wohltäter in Illertissen zu Gange war, doch die Art und Weise, wie er und sein juristisch vorgebildeter Sohn den kleinen Staat zu ordnen begannen, lässt das Bild absolutistischer Blutsauger gleich wieder im Lattenverschlag der Geschichte verschwinden. Hans Christoph hat das Ansehen der Herrschaft zu Illertissen am meisten aufpoliert. Ein Absolvent der Universität in Ingolstadt und Verfasser eines Gesetzbuches, in dem er modernste Vorstellungen von Verwaltung, Gerichtswesen, Markt- und Gewerbeaufsicht, Rechte und Pflichten der Untertanen sowie Strafen in die Form von Paragraphen goss, eilte ihm bald der Ruf eines vorzüglichen Juristen und außerdem geschickten Diplomaten voraus. In Münchens Alter Pinakothek kann man den 30-jährigen und seine Gemahlin Veronica, eine geborene von Freyberg, in Öl auf Leinwand betrachten, beide in der prunkvoll-marmornen Kulisse eines venezianischen Palazzos: Hans Christoph in vornehm schwarzer Kleidung, die Hand lässig in die Hüfte gestützt, ganz überlegener Weltmann, seine aus altem Adel stammende Frau, stolz aufgerichtet, mit schwerem Goldschmuck und in einem Kleid von höchster modischer Eleganz.



Doch nicht nur vor der Staffelei des berühmten Malers Lamprecht Sustris, der schon seinen Vater porträtierte, machte Hans Christoph eine gute Figur, sondern auch auf diplomatischem Parkett: Wiederholt wurde er von Kaiser Ferdinand I. und dessen Sohn, Erzherzog Ferdinand von Tirol, zur Lösung schwierigster juristischer und diplomatischer Probleme zu Rate gezogen und nicht selten als Sonderbotschafter eingesetzt.

Kontakt zum Kaiser, diesmal zu Kaiser Leopold I., einem hoch gebildeten Regenten, der selber komponierte und kaum eine Theateraufführung oder ein Konzert in seinem barocken Wien versäumte, hatte auch ein Nachfahre Hans Christophs: der 1650 geborene Hans Gotthard, seines Zeichens Kaiserlicher Rat und Direktor des Ritterkantons Donau. Im Sommer 1693 waren er und seine Gemahlin von Ihrer Majestät eingeladen, zusammen mit anderen hohen Personen in Bad Überkingen den Stoffwechsel im Gewebe anzukurbeln und die Muskulatur zu entspannen.

Ganz entspannt im Hier und Jetzt war Hans Gotthard aber am Stammtisch im Bräuhaus, das in seiner Regierungszeit erbaut worden war. An Sonntagen saß der gnädige Herr meistens mitten unter den Bürgern seines Marktes und trank mit ihnen den einen oder anderen Schoppen. Der 30-jährige Krieg hatte viele Barrieren zwischen der Herrschaft und ihren Untertanen, zwischen oben und unten eingerissen und alle Bewohner des kleinen Staates, ob arm oder reich, zu einer Notgemeinschaft zusammengeschweißt.





Von 1629 bis ins Frühjahr 1648 verging kaum ein Jahr ohne Durchzüge, Quartierlasten, Plünderungen, Mord und Brandschatzung, denen zu allem Elend noch Hunger und Seuchen folgten. Von dem damaligen Schlossherrn Hans Christoph III. und seiner Gemahlin Maximiliana wird erzählt, sie hätten sich um ihre Untertanen gekümmert „wie liebende Eltern für ihre Kinder". Umgekehrt wird die Baronin, nach dem Tode ihres Mannes anno 1641 mit ihren sieben Kindern zur Flucht gezwungen, „beim Umherirren in der Fremde" hin und wieder auch Unterschlupf bei dankbaren Untertanen gefunden haben.

Die Felder der Herrschaft waren verwüstet. In den großen Dörfern Vöhringen und Jedesheim haben nur wenige Bürger die Kriegsgräuel überlebt. In Illertissen standen der Bruckhof und sämtliche Mühlen und Höfe um den Marktort herum leer und waren zerfallen. Um nicht zu verhungern, ließen sich sechs bis acht Menschen vor einen Pflug spannen: das nötige Zugvieh zu kaufen, mangelte es allen an Geld. Mancherorts fehlte es sogar an Menschen. Das ausgeplünderte Jedesheim wurde daher durch Ansiedler aus dem Etschlande wieder bevölkert, wovon noch Jahrhunderte später – wie Ehrenbürger Valentin Mayer in seiner Chronik von Jedesheim vermeldet – Hausnamen wie „Bergetschländer" im Friedhofweg 1, „Etschländer" im Pfarrer-Steiner-Weg 18, „Äußerer Etschländer" am Marienplatz 2 oder „Beim Welschenmartl" in der Bayernstraße Nr. 15 künden.

Verwüstungen hatte der Krieg auch in der Kasse der Vöhlins angerichtet: Er hat nicht nur die Einkünfte verschlungen, sondern die Schlossherren zur Aufnahme von Kurrentschulden genötigt. Um die ihm auferlegte Kriegssteuer, die Kontributionen, zahlen zu können, musste Hans Christoph III. Vöhlin wertvolle Silbergeräte in Ulm versetzen. Damit sie nicht für die geringe Pfandsumme von 90 Gulden verfielen, gelang es ihm kurz vor Torschluss, die Summe von der Äbtissin des Klosters Urspring leihweise zu erhalten. Ob er das Darlehen jemals zurückbezahlte? Wie ein Blick in das Ulmer Schuldenverzeichnis von 1659 zeigt, schuldete die Herrschaft schon seit 27 Jahren dem Wirt Martin Mantz in Dillingen 173 Gulden: das Kostgeld für die an der Universität der Donaustadt studierenden Brüder Hans Christoph IV. und Franz Adam, die mit einem Hofmeister und zwei Dienern von Januar bis April 1632 in seinem Gasthaus logiert hatten.

Grabmal des Hans Christoph I. Vöhlin (1521 – 1576) und seiner Frau Veronika von Freyberg (1523 – 1582).

1923

Bau des Kollegs der Schulbrüder.



Das Gefühl, noch einmal davongekommen zu sein, grundierte sicher all die Gespräche, die Baron Hans Gotthard, hin und wieder unterbrochen durch einen tiefen Schluck aus dem Glas, mit seinen Untertanen im Bräuhaus führte. Er war in Illertissen so beliebt, dass die Bürger noch im 19. Jahrhundert ihre Buben auf seinen Namen tauften. Mit dem Namen Hans Gotthard war nämlich der Wiederaufstieg Illertissens in die Oberliga der Märkte verbunden. Er brachte die Herrschaft wieder zum Blühen: Es gelang ihm – bis auf einen kleinen Rest –, die Schuldenlast abzutragen, die Erträge endlich einmal wieder die Ausgaben übersteigen zu lassen und wertvolle Neuerwerbungen zu machen. 1705 konnte er sogar den Umbau des Herrensitzes in Angriff nehmen: Er legte die beide Schlösser umzingelnde Ringmauer nieder, ersetzte die alte Zugbrücke durch eine gewölbte Brücke, ergänzte das Hintere Schloss durch einen Anbau im damals gerade Mode gewordenen „französischen Stil" und verband die beiden von ihm aufs Luxuriöseste ausgestatteten Schlösser durch die zierliche Arkadenbrüstung.

Die Hoffnung auf bessere Zeiten beflügelte ganz Tissen, insbesondere nachdem jetzt auch die mit aller Heftigkeit aufgeflackerte Fehde mit den Grafen zu Illereichen beigelegt war. Begonnen hatten die Streitigkeiten damit, dass Graf Hans von Rechberg zu Illereichen 1665 einen Tiergarten anlegte, der auch Vöhlinsche Waldungen einschloss. Außerdem verlangte er von den drei Müllern der Herrschaft Tissen sowie von dem Sägmüller Gregor Sporer für jedes Werk einen jährlichen Wasserzins von drei Gulden, und zwar auf zehn Jahre zurück. Als sich die Vöhlinsche Verwaltung darüber beschwerte, versperrte der Graf kurzerhand oberhalb der Herrschaft Tissen den Mühlbach, sodass die Vöhlinschen Mühlen trocken standen. Nach einigem Hin und Herr wussten sich die Vöhlins nicht anders zu helfen, als mit einem Aufwand von 1311 Gulden einen neuen Kanal auf Tissener Gebiet zu bauen, den der seit 1676 in Illereichen herrschende, aus dem Westfälischen als Schwiegersohn zugereiste Graf Limburg-Styrum freilich wieder zerstören ließ – und damit das Fass fast zum Überlaufen brachte.


An einer Stuckdecke des Hinteren Schlosses: Neptun mit Dreizack.


Ebenfalls im Hinteren Schloss: Bacchus, der Gott des Weines.

Kurze Zeit später sollte die Nehmerqualität der Tissener aufs Neue getestet werden. Als sie 1677 zum Kirchweihfest im Wirtshaus „Beim Bierhänsele“ versammelt waren, tauchten plötzlich einige prominente Abgesandte des Raubritters zu Aichen mit dem Oberamtmann Franz von Mehen an der Spitze auf und begannen die Tischrunde zu provozieren: Der Oberamtmann beschimpfte die Tissener als „Hunde“ und „Bärenhäuter“, der gräfliche Bräumeister in seinem Gefolge schleuderte zwei Stühle auf den Tisch, der exaltierte Trompeter, Dritter im Schlägerbunde, zog seinen Degen. Im Nu waren die schönsten Raufhändel im Gange. Nur mit Mühe brachte der Vöhlinsche Obervogt die Streithähne auseinander und entwaffnete den Trompeter, der gerade seine Pistole durchgeladen hatte. Freilich, die Gaststube des Biersieders war zu Kleinholz zertrümmert und Bader Bosch hatte alle Hände voll zu tun, die klaffenden Wunden der Vöhlinschen Knechte zu nähen. Auch noch den „zerschundenen Balg der Feinde seines Vaterlandes zusammenzuflicken“ weigerte er sich beharrlich, „und wenn schon Gott der Herr selbst von Illeraichheim käme“.



Gott der Herr griff mit einiger Verzögerung in den Krieg ein, indem er am 6. August 1680 durch einen Blitzschlag das Schloss Aichheim in Flammen aufgehen ließ und fast völlig zerstörte. Ein Jahr zuvor, 1679, hatte die Reichsritterschaft von der Stadt Ulm entlassene Landsknechte angeworben und sie bis an die Zähne bewaffnet in den Kampf gegen den gewalttätigen Grafen Styrum geschickt. Sie zerstörten nicht nur seinen Tiergarten, sondern sperrten nun ihm das Wasser, belagerten sein Schloss und erbeuteten viel gräfliches Gut, darunter eine Kutsche mit Pferden. In dem vor dem Reichshofrat geführten Prozess gegen die Reichsritterschaft ging Graf Styrum mit Sang und Klang unter. Am 22. Januar 1686 verdonnerte ihn der Richter zur Zahlung sämtlicher Kosten und zum Ersatz alles angerichteten Schadens. Von seiner um 1450 in Illereichen erbauten stattlichen Hauptburg ist heute nichts mehr zu sehen. Seit 1772 war sie im Besitz verschiedener Grafen und sogar Fürsten, bis sie schließlich 1834 der Hofbankier Jakob von Hirsch von dem bayerischen Staatsminister Maximilian Graf von Montgelas erwarb und 1837/38 abbrechen ließ.

An der Decke des Barocksaals: eine auf Wolken hingelagerte Florafigur, hinter der sich, so weiß der Volksmund zu berichten, Maria Louise Gräfin von Gravenegg (1679 – 1747) mit drei ihrer vier Kinder verbirgt.



Auf Tuchfühlung mit zwei vortrefflichen Frauenzimmern

Nachdem am Ende des letzten Kapitels das Rohe, Aufsässige, Ruchlose auf der Illertisser Bühne auftrat, ist es an der Zeit, mal das Gute hervorzuheben und damit hoffentlich Gutes zu bewirken. Fahnden wir also mal in der Schublade aus Kirsche und feinster Eschenmaser, in der all die Unterlagen über die Illertisser Herrschaft aufbewahrt sind, nach Vöhlinfrauen, die händelsüchtigen Launen fern stehen und damit die Fieberhitze wieder etwas abschwellen lassen. Nicht lange und die Biographien zweier „Vöhlerinnen" kommen zum Vorschein, interessanterweise Mutter und Tochter, vor denen wir tief den Hut ziehen wollen.

Wie sie das Joch der Vortrefflichkeit trug, ist wirklich bewundernswert: Maria von Roth und Bußmannshausen. Ihr Geburtsdatum ist verloren gegangen. Bekannt ist dagegen, dass sie am 14. Februar 1588 den Baron Carl Vöhlin heiratete und ihm in elf Jahren neun Kinder schenkte. Der Freiin von Illertissen war kein langes Glück an der Seite ihres Mannes beschieden: Carl Vöhlin starb mit 37 Jahren am 3. Januar 1599 in Augsburg. Er liegt in der Vöhlingruft der Stadtpfarrkirche St. Martin begraben, in deren südlichem Ausbau auch sein Totenschild zu sehen ist. Bereits ein Jahr nach seinem Tode veranlasste die verwitwete Schlossherrin an der heutigen Hirschkreuzung den Bau der Sebastianskapelle. Den Beschluss dazu hatte sie mit ihrem Mann bereits 1593 gefasst, als nämlich im Herrschaftsgebiet die Pest wütete.

Alljährlich am Palmsonntag wurde von der Sebastianskapelle aus die Figur des Heilands auf einem Esel in großer Prozession und zum Entzücken aller Kinder des Marktes zur Pfarrkirche gezogen, wo dann jedes Kind, erst nach dem Gottesdienst versteht sich, von der gnädigen Herrschaft eine große Brezel in die Hand gedrückt bekam. Mit der beliebten Brezelverteilung war es erst Schluss, als die kurfürstlich-bayerischen Regierungsbeamten in das Vöhlinschloss einzogen. Sie machten auch, wie wir noch sehen werden, der Sebastianskapelle den Garaus.

Gleichzeitig mit dem Bau des Heiligtums stiftete Maria Vöhlin auch eine Sebastiansbruderschaft, der bald fast alle Illertisser Familien angehörten. Bereits 1601 hatte die zutiefst fromme Illertisser Schlossherrin ein Gebetbuch gleich in fünf Teilen namens „Quellbrunn" herausgegeben, in dessen Vorrede sie „allen ihren geliebten Kindern, ... den Vöhlins und Vöhlerinnen Gottes Segen samt aller zeitlichen und ewiger Wohlfahrt mit Erbietung mütterlicher Treu" wünscht. Das Andachtsbüchlein, das im Heimatmuseum im Schloss aufbewahrt wird, hat nicht weniger als 1100 Seiten mit Gebeten für den Gottesdienst sowie für alle möglichen Lebenslagen und Nöte einschließlich vieler Fürbitten, mit denen man dem Volksglauben zufolge heilige Nothelfer zu einer Petition im Himmel mobilisieren kann. Für seine erste Seite hat der Münchner Kupferstecher Johann Jäcklin ein Bild von der Muttergottes und der Dreifaltigkeit mit dem Stichel in seine Platte gegraben.



Maria Vöhlin wurde nicht nur ihrer Frömmigkeit wegen von ihren Untertanen bewundert, sie verehrten die Freifrau geradezu, weil sie ihnen stets gütig und wohltätig begegnete. Am 5. April 1618 schied sie aus diesem Leben und wurde in der Vöhlingruft beigesetzt. Es dauerte nicht lange und bald war in ganz Illertissen von wunderbaren Zeichen die Rede. Noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts erzählte man sich hierzulande, dass man bei zufälliger Öffnung ihres Sarkophags den Körper zwar vermodert, die rechte Hand, mit der sie so viele Wohltaten erwiesen hatte, aber völlig unversehrt, geradezu lebend gefunden habe.

Von der von ihr gestifteten Sebastianskapelle ist nichts mehr zu sehen. Gemäß Entschließung der Kurpfalzbayerischen Landesdirektion vom 28. Juni 1805 musste sie zum Abbruch verkauft werden, was dem Gerichtsarzt Dr. Sorg gerade recht kam: Er baute das an zentraler Stelle in der Hauptstraße 34 gelegene Heiligtum in ein Wohnhaus um, in das später die Gendarmerie einzog, bis 1910 schließlich das Heimatmuseum in ihm einen Unterschlupf fand. In den 1960er Jahren wurde die einst von der Freifrau Maria Vöhlin gestiftete Kapelle wie ein überflüssiger Blinddarm von Asphaltchirurgen einfach entfernt.





Als Heimatmuseum (1910–1945) macht die zwischen 1601 und 1607 an der heutigen Hirschkreuzung als Stiftung der wohltätigen Schlossherrin Maria Vöhlin gebaute Sebastianskapelle noch eine einigermaßen gute Figur...



Mitte der 1960er Jahre ahnt sie schon, dass sie von der Abrissbirne gleich einen gewaltigen Tiefschlag versetzt bekommt und dem Verkehr weichen muss: die Ex-Sebastianskapelle.



Würde man die Schlossherrin Maria Vöhlin – wir können ihr zusammen mit den weiblichen Mitgliedern ihrer Familie auf dem Stifterbild im Heimatmuseum begegnen – zu diesem Kahlschlag befragen, wahrscheinlich antwortete sie uns mit gütigem Verzichtslächeln.

In dem allgemeinen Auf und Ab ihres Lebens gab es immer etwas, das sie über die Abgründe hinwegtrug, immerhin waren doch einige ihrer Kinder äußerst wohlgeraten: Ihr Sohn Hans Erhard (1595 – 1662) zum Beispiel fand nach einigen Turbulenzen zum gottgefälligen Leben eines Eremiten – in dem Kapitel über Betlinshausen besuchen wir ihn kurz in seiner Einsiedelei in Boos, wo er wohlbeleibt und in der nicht mehr ganz taufrischen Kutte eines Franziskanermönches am Tisch sitzend, vor sich ein Kreuz, einen Totenkopf und ein paar Bücher, einem Maler Modell saß.

Mütterlichen Stolz dürfte vor allem die am 11. Januar 1593 geborene Tochter Maria Jacobe hervorgerufen haben. „Gleich von Jugend an“, berichtet die im Fürststift in Kempten aufgetauchte handgeschriebene Vöhlinchronik schwärmerisch, „dem exempel ihrer Frau Mutter nachgfolget, auf das Gebett und andere gottselige Übungen sich ergeben; unter anderem in die von ihrer Mutter gestüfft und aufferbaute St. Sebastians Capell an der Landstrass zu Illertissen einen sehr schönen und zierlichen Altar zu dieses Heiligen Ehr und Gedächtnuss verferttigen und aufrichten lassen“. Was Wunder, dass immer mal wieder Freier mit ihrer Kutsche über die Auffahrtsallee zum Vöhlinschloss angefahren kamen und um ihre Hand anhalten wollten. Die Chronik listet einige der „vornehmsten Werbungen“ auf, „insonderheit des Herrn Graff von Hochenzolleren, Herrn Friedrichs Truchsessen, Freyherre von Trauchburg; wie auch Herr Maximilian Graff Fuggers zu Babenhausen etc.“. Das Fräulein hat sie alle „wohl bedachtsam“ ausgeschlagen und zurückgewiesen. Ihm lag mehr daran, schöne, andächtige Gebete zusammenzutragen, selber aufzuschreiben und „solche nachmals nicht ohne grosse Spesen in offentlich Truckh bringen lassen“. Für diese Arbeit investierte Maria Jacobe „so grossen Eyffer und Fleis, dass durch solang und vielfältiges Schreiben sie ihres Gesichts völlig beraubet worden“. Das heißt nichts anderes, als dass sie erblindete.









Mit 13 Jahren begann Maria Jacobe Vöhlin (1593 – 1676) ihre Verwandten, Freunde und Bekannten um Beiträge für ihr Poesiealbum zu bitten: die Bilder zeigen, welch farbenprächtiges, phantasievolles Werkchen dabei entstand.



Ein Glück für sie, dass sie bereits im Alter von 13 Jahren damit begonnen hatte, unter Verwandten, Freunden und Bekannten ein Poesiealbum die Runde machen zu lassen mit der Bitte, sich außer mit freundlichen Widmungen auch mit einem Wappenbild zu verewigen. Am Ende hatte es 400 Seiten, auf denen Blatt für Blatt wunderbare Miniaturen zu sehen sind mit exotischen Landschaften, Architekturkulissen, Jagdszenen, prächtigen Figuren und natürlich phantastisch dekorierten Wappen. 120 Seiten dieses kunst- und kulturgeschichtlich hochkarätigen Juwels tauchten 1997 unter dem Titel „Wappenbuch Liber amicorum eines Mitgliedes der Familie Vöhlin, 1605 bis 1630“ in dem Katalog eines Kölner Auktionshauses auf. Spekulanten aus Amerika und Japaner lauerten schon auf das Prachtexemplar mit seinen phantasievollen Aquarellen. Der Illertisser Mäzen und Unternehmer Josef Kränzle machte es möglich, dass die Trouvaille in das Vöhlinschloss heimkehren konnte, just in den Raum des Heimatmuseums, in dem auch ein Porträt der Maria Jacobe zu sehen ist. Wer genau hinschaut, entdeckt vielleicht, dass um die Mundwinkel des ledig gebliebenen adeligen Fräuleins seit dieser Zeit ein zufrieden-liebliches Lächeln spielt.

Hatte sie das farbenprächtige Büchlein im Frachtwagen mit ihrem Umzugsgut verstaut, als sie, wohl auf Hilfe angewiesen, zu den Englischen Fräulein nach Augsburg zog? Dort lebte sie in Ruhe und Andacht, bis sie am 2. November 1676 im Alter von 83 Jahren starb, nicht ohne vorher noch „ein sehr andächtiges Bettbüchlein unter dem Titul und Nahmen ‚Seelen-Hilf' geschrieben“ zu haben: allen Christgläubigen „zu Hilff und Trost“.





Der „geliebte Herr“, Baron Johann Joseph Franz Ludwig (1709 – 1785), 1751 zusammen mit dem Weißenhorner Rokoko-Maler Franz Martin Kuen, der soeben von seinen Studien im Atelier von Tiepolo in Venedig zurückgekehrt war, auf einem Fresko in der Schlosskapelle.

Ein Abschied mit Tränen

Das Licht der Wahrheit sieht man nur im Dunkeln leuchten. Was die Bewohner von Tissen an ihren Baronen hatten, merkten sie erst so richtig, als 1692 plötzlich eine Hand voll Aichheimer mit Ross und Vieh in dem Marktflecken erschienen waren und die Vöhlins um Asyl baten. Graf Limburg-Styrum zu Illereichen, der im letzten Kapitel schon für einige Turbulenzen gesorgt hatte, regierte seinen Zwergenstaat wie ein Despot: Er halste seinen Untertanen tägliche Frondienste auf, nahm ihnen die Ernteerträge weg, trieb ihr Vieh in seine eigenen Stallungen und erfand ständig neue Steuern. In einem Schreiben an Kaiser Karl VI. führten beherzte Aichheimer bewegt darüber Klage, „dass Pharaonische Landvögte nicht härter geplagt haben könnten und dass sich diese Blutsauger nicht begnügten, das Volk zu martern bis auf den Tod, sondern noch sagten, die Leute gingen nur müßig und verdienten noch härtere Traktamente“.

Verglichen mit den Grafen zu Illereichen waren die Vöhlins zu Frickenhausen und Freiherren zu Illertissen und Neuburg kultivierte Edelleute vom Typ Landesvater, manche, wie etwa Hans Christoph I., dem wir schon mehrmals begegnet sind, hatten sogar staatsmännische Begabung. Man musste vor ihnen nicht devot das Rückgrat krümmen oder zu einem Hofknicks zusammenbrechen. Wie bei Kanz nachzulesen steht, hatten die Tissener bereits 1529 mit Erhard Vöhlin einen Vertrag ausgehandelt, der sie von allen Frondiensten befreite. Und als am 1. Mai 1808 die Leibeigenschaft in Bayern aufgehoben wurde, wusste man zu Tissen schon drei Jahrhunderte von einer solchen ebenso wenig wie von Frondiensten.



Hans Christoph III. Vöhlin von Frickenhausen zu Illertissen (1589 – 1641).



Ferdinand Vöhlin von Frickenhausen zu Illertissen und Neuburg (1556 – 1603).

Das Leben in dem kleinen Staatswesen der Barone war nicht nur Plackerei und Schinderei, wenngleich auch zu Tissen die Steuerlast, nicht anders wie heute das Finanzamt, Quelle häufigen Verdrusses war. Natürlich hatten die Untertanen alle den Zehent zu leisten, bei Getreide den Großzehent, bei Flachs, Erbsen, Linsen, Kraut, Obst usw. den Kleinzehent. Sie wurden in Haus oder Feld von den Zehentknechten, Zehentleuffel genannt, abgeholt. Dazu kam noch der Blutzehent, den der Hühnervogt einkassieren kam. Gleichwohl war der Zehent die erträglichste Art der Besteuerung: bei hohen Erträgen konnte man ihn verschmerzen, bei einer mageren Ernte war er dem Ertrag entsprechend niedrig. Eine andere Art der Besteuerung war die Gilt. Sie bestand in der Abgabe von gedroschenem und gereinigtem Getreide und war für jeden Hof, für jedes Anwesen oder Grundstück genau festgesetzt und im Grundbuch der Herrschaft verzeichnet.

Verantwortlich für das „Einpressen“ der Steuern – welchen Beigeschmack von Wahrheit dieses Wort doch hat – waren nach dem Grundgesetz des kleinen Reiches die für die ganze Herrschaft zuständigen Amtsbürgermeister, die meist in Personalunion Bürgermeister von Illertissen waren. Aus diesen Einnahmen mussten sie vierteljährlich die „Reichssteuern“ an die Ritterkasse abführen, was nicht immer reibungslos vor sich ging: Recht oft landeten auf ihren Schreibtischen ernstliche Mahnungen und sogar Exekutionsandrohungen der Ritterkasse. Für ihre nervenaufreibende Arbeit wurden sie freilich immer wieder durch so genannte „Zöhrungen“ belohnt, worunter man sich üppige Gelage auf Kosten der Herrschaft mit Spanferkel und Hasenpfeffer vorzustellen hat, die Banzen von Ober- und Untergärigem zum Runterspülen nicht zu vergessen.

Trost im Bierglas durften auch die Bürgermeister suchen, die freilich auch noch ein Jahresgehalt bezogen, wobei die Einkünfte des Bürgermeisters von Illertissen mit 10 Pfund Heller dreimal so hoch waren wie die der Schultheißen aus den Dörfern Vöhringen, Jedesheim und Tiefenbach. „Wenn man an der Gemeindearbeit ist“, bestimmte eine Anordnung der Herrschaft aus dem Jahr 1565, „gibt man jedem für sein Mühe und Versaumnus Speis und Trunk.“ Was die Herren sich da alles zu Gemüte führten, ließe heutzutage nicht nur die Ernährungswissenschaftler voller Abscheu reagieren, sondern brachte auch den Chronisten Anton Kanz auf die Palme: „Von diesen Bewirtungen auf Gemeindekosten wurde Jahrhunderte lang ausgedehnter und oft recht unbescheidener Gebrauch gemacht. Auf jede auch die geringste Mühung im Gemeindedienste wurde ein ausgiebiger Trunk getan.“

Soldatentransport an die Front. 145 junge Illertisser kehren nicht heim.



Mit von der Partie war meistens auch der gestrenge Herr Obervogt, der von dem bis 1803 gültigen Gesetzbuch Hans Christoph Vöhlins als allmächtiger Minister des kleinen Staates vorgesehen war. Er stellte nicht nur als Oberaufseher über die Gemeindearbeiten seinen Mann, sondern auch bei der anschließenden „Zöhrung". Selbst vor dem Minister nimmt Kanz kein Blatt vor den Mund: „Noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts konnte man hier für acht Gulden den schwersten Ochsen kaufen. Einen Betrag von dieser Höhe an einem Abende zu verzehren, durften sich Verwaltung und Bedienstete gar wohl gestatten." Ein Blick in alte Wirtshausrechnungen scheint dem Chronisten Recht zu geben: 2 Gulden 52 mussten 1655 allein dafür berappt werden, dass die Herren Bürgermeister dem Herrn Obervogt ihre Neujahrswünsche überbracht haben. 1665 haben sich die so genannten „Vierer", wie die Gemeinderäte seit dem Mittelalter genannt wurden – Illertissen hatte zwei davon, die zusammen mit dem Bürgermeister die Marktgemeinde-Verwaltung bildeten –, nach der Vereidigung der Hirten zwei Gulden genehmigt. Und „als man 1690 an unseres Herrn Auffahrtstag zue Vöhringen und den Oesch gerithen" , durfte der Wirt 13 Gulden 44 Kreuzer abkassieren.

Woher kam das Geld in die Kasse? Die ergiebigsten Einnahmen der Gemeinde bildeten die Bürgerrechtsgebühren – vom 16. bis zum 19. Jahrhundert kostete es drei Gulden –, die Grundzinsen aus verpachteten Grundstücken sowie der Erlös für Brenn- und Nutzholz aus dem ausgedehnten Gemeindewald und für „Gras und Hew" von den Gemeindewiesen. Trotz der „Zöhrungen" schlossen die Gemeinderechnungen in ruhigen Zeiten fast immer mit einem Überschuss ab. Möglicherweise auch deswegen, weil die großen „Zöhrungen", zu denen alle Untertanen eingeladen waren, aus der Kasse der gnädigen Herrschaft bestritten wurden. Das war allerdings nur zweimal im Jahr der Fall: an Christi Himmelfahrt und am Fronleichnamstag. Zweimal im Jahr Metzelsuppe oder Mehlspeise gratis für das ganze Staatsvolk – kein Wunder, dass die Untertanen ihren Patronen aus dem Hause Vöhlin mit Verehrung begegneten. Und dies bis zum bitteren Ende. Als im Dezember 1754 Freiherr Johann Joseph, der Letzte des Gesamthauses Vöhlin, von Gläubigern gejagt, Abschied von Illertissen nahm und sich nach Neuburg zurückzog, wo er noch bis 1785 in beengten Verhältnissen seinen Träumen nachhing, hatte er Tränen in den Augen. „Nicht minder schwer", schließt Kanz seine Chronik mit Wehmut, „fiel den Inwohnern der Herrschaft der Abschied von ihrem geliebten Herrn."

Bildnachweis

Die meisten der historischen Aufnahmen stammen aus Vereinsfestschriften, Ausstellungskatalogen, Privatalben sowie aus dem Buch „1000 Jahre Illertissen“, das 1954 im Verlag Sittler und Federmann KG Illertissen erschienen ist.

Zu besonderem Dank verpflichtet sind wir Stadtarchivar Egon Eberle (Illertissen), Stadtrat Willi Schmid (Illertissen), Hermann Forster (Au), Ludwig Schönberger (Bellenberg), den Redakteuren Bernhard Junginger, Andrea Stölzle, Ralph Patscheider und der freien Journalistin Regina Langhans von der Illertisser Zeitung, der Pressestelle der Bayerischen Staatsregierung, den Ehrenbürgern Altbürgermeister Herrmann Kolb und Robert Schuler mit seiner Frau Marianne, Heiner und Liane Semsch (Illertissen), Wolfgang Karger (Illertissen), Christa Wüsthoff (Illertissen) und Walter Epple (Illertissen). Die Aufnahme vom Friedensbrunnen bei Nacht stammt vom 15-jährigen Joschi aus dem böhmischen Karlsbad. Das Portrait der Textautoren lieferte Horst Hörger.

Die meisten aktuellen Aufnahmen sowie die Fotoimpressionen von den festlichen Ereignissen stammen von Wolfgang und Stefan Bauer vom Designbüro Bauer & Partner aus Neu-Ulm-Burlafingen.

Bei der Auswahl von Bildern und Bildtexten unterstützten uns freundlicherweise vom Arbeitskreis „Fotoausstellung und Festschrift“ Stadträtin Frau Helga Sonntag, Stadträtin Frau Lydia Schnabl, Stadträtin Frau Marianne Lenges, Stadtrat Herr Helmut Lattner, Dritter Bürgermeister Josef Känzle sowie die Herren Herwig Hoffmann und Gerald Kolitsch.